

täuschungen, sich erklimmen liess; auf einem unendlich langsamen wege, welchen allererst die unwillkürlichen, und dann willkürlichen veränderungen nicht sowohl an der künstlichen kleidertracht, als an den natürlichen, nackten körpergliedern von tier und mensch charakterisierten. In Afrika gilt bei gewissen negervölkern noch heute an stelle der feierlichen ansprache beim empfang vornehmer gäste die tanzende bewegung von seiten des königs: — also gleichsam eine getanzte diplomat. note. (Bastian, Ethn. 29.) Schillers epigramm von der gemalten zeit und der getanzten tugend widerstreitet keineswegs der beobachtungstatsache, dass die urschrift ein blosser *gestus* ist, sinthemalen die ursprache auch nichts andres ist, als blosser *gestus*. Selbst in der bizarren runologischen phantasie des vielzerzausten alten Legis-Glückselig, der eine ganze abbildung runographisch-choreographischer attituden giebt, steckt, wie fast in jeder narrheit, ein goldnes körnchen wahrheit. Vielfache sitten und gewohnheiten, die jedenfalls zunächst nicht sowol dem religiösen bedürfnisse, als vielmehr dem selberhaltungstriebe entsprungen waren, führten auf diesem gebiete schon frühzeitig zu bequemeren mitteln des gedankenausstausches, sogar für abstracteste zwecke. Ver-

mutlich lernte man diese primitive art der verständigung erst an den tieren beobachten, und fing dann an, sie künstlich zu bewerkstelligen und nachzuahmen: wenn z. b. zu gewissen jahreszeiten gewisse tiere ihre bekleidung abwarfen, oder veränderten, oder unter gewissen instinktiv gewälten, aber nur willkürlich behandelt erscheinenden umständen bald diese, bald jene action vornahmen, etwa mit dem schweife wedelten, sich in besondrer weise paarten u. dgl. m.; so lag nichts näher, als die künstliche nachäffung dieser naturprocesse, zu willkürlichen zwecken. Der contrast im äusseren der individuen, namentlich in farbe der haut und des haupthaares, führte frühzeitig auf den gedanken, dieses natürliche spiel möglichst auszubeuten, indem man nur zu rasch, im banne der association, zunächst auf kasten-, und sonstige rang-unterschiede verfiel. Nur zu bald machte man auch die erfindung der vielen arten der selbstverstümmelung, in erster linie an haaren, nägeln und zähnen, indem die behandlung grade dieser das lustgefül am wenigsten alterierte, eher sogar förderte. Auch die polydaktylie und ähnliches kam dazu, welchem man, wol schon aus falscher scham, einerseits abzuhelfen bestrebt war; nachdem beobachtungen dieser art andererseits bereits auf die

entdeckung der elementarsten rechenkunst geführt, oder dabei zum mindesten wesentlich mitgewirkt haben mögen. Die primitivste unterscheidungskunst in farben, zahlen und formen der äusseren natur, wozu sich erst spät auch auf diesem gebiete, die selbstbeobachtung und beobachtung des nächsten überhaupt gesellte, führte zur entdeckung auch der künstlicheren anwendung von allerlei farben, zahlen und formen und schliesslich zu schmuck und tracht. Auch hier waren wol nur tiere die ersten lehrmeister des urmenschen und sein vorbild; besonders die durch farbenpracht auffallenderen, dann gefährlicheren und stärkeren; zumal sie zugleich gegenstand religiöser anbetung, in gleicher weise der scheu, wie der verehrung sein mussten.

Wenn noch in späthistorischer zeit die übersendung eines toten hundes, im diplomatischen verkehre kaiser Heinrich's, den umständlichen notenwechsel, oder das ultimatum ersetzte; was für sinnliche formen mögen nicht in jener epoche der vorzeit, auf conventionellem wege, sich festgesetzt haben, im feindlichen wie friedlichen verkehre mit einzelnen, wie mit völkern; bevor es zu unsrer heutigen chiffrierkunst kommen konnte? Aber vermöchte jemand zu bestreiten, 2917

dass das ursprünglichere verständigungsmittel rascher und bequemer zum ziele führte, als unsre heutige schrift; oder dass wir cultivierten Europäer des 19. jahrh.'s auf dem wege der schriftreform zu unsren stenographischen systemen gelangt, im ganzen grossen doch nur wieder dahin zurückkehren, wo bereits unsre ältesten vorfahren standen? Der einzige unterschied, ist nur der, — und auch dieser versetzt uns im grunde genommen keineswegs in günstigere position, — dass wir unsre reform auf einem aus blossen niederen utilitaristischen absichten so ökonomisch als möglich, und desshalb recht töricht gewählten, gar zu rasch vergänglichem materiale innerhalb der engen, aber leichter zu handhabenden grenze des zweidimensionalen schriftsystems durchführen. Aber auch abgesehen hievon, lässt sich gar nicht bestreiten, dass wir mit unsrer modernen schrift recht übel daran sind; und zwar am übelsten dort, wo wir des unzweideutigsten ausdrucksmittels für unsre gedanken am wenigsten entraten möchten. Das am authentischsten abgefasste originalhandschreiben z. b. Bismark's*) lässt noch immer so gründliche zweifel zu, als das authen-

*) Ich greife absichtlich den aufrichtigsten, und ebendieserwegen bedeutendsten aller diplomaten der neuzeit heraus.

tischste, wenn auch noch so kurze stenographische sitzungsprotokoll: der erste beste, oder schlechteste winkeladvokat vermöchte beides sofort in sein gegenteil zu verkehren; hingegen ein toter hund blieb ein toter hund und liess nicht die mindeste verdrehung oder fälschung der diplomatischen absicht des mittheiler's zu. (An die „Abbreviatoren“, welche papst Paul II ihrer bestechlichkeit wegen abschaffen musste, und hundert ähnliche fälle, sei nur im vorübergehen erinnert.) Auch innerhalb der stufe der kipschrift müssen wir uns jedenfalls die verschiedensten entwicklungsstadien denken; und zwar ungefähr die nachfolgenden 3: (Diese hypothese ist nicht zu umgehen.) 1. Die niederste und älteste stufe mag jedenfalls diejenige gewesen sein, welche vom verstümmelten, oder sonst conventionell behandelten äusseren eines tier- oder menschenleibs, z. b. der boten, (man denke an abgeschnittene gliedmaassen, wie ohren, nasen, seltener ausgestochene augen im parlamentarischen verkehr roher, aber leider noch historischer zeitalter,) auf ähnliche verwertung mehr oder weniger wertvoller, toter gegenstände führte. Ein toter gegenstand liess sich zwar bequemer handhaben, aber meist doch nicht ohne fülle, oder hülle, oder band u. dgl. m. verwenden. Und

damit war die niederste stufe des kipu (oder der Quippos) schon erklimmen: eine vereinfachung des verkehrs mit dem abwesenden, wie sie sich mit der in unsrer modernen verkehrsverbindung als eine der höchsten entwicklungsstufen geltenden rohrpost, wenigstens dem wesen nach, vollständig deckt. Nichts ist natürlicher, als dass diese mitteilungsart eine sehr kostspillige war; wesshalb, wieder in unendlich langsamem processe, auf abhilfe gesonnen werden musste. 2. Erst ökonomische rücksichten führten also einen schritt weiter; man liess die fülle des gegenstands fallen; und hielt sich bloss an seine hülle, d. h. das band und seinen knoten; höchstens, dass man ihm wertlose gegenstände, wie maiskörner in verschiedensten farben und zahlen anhing u. dgl. m., (cf. Ollanta,*) was zwar unbedeutender aussah, aber darum nur um so compliziertere oder abstractere mitteilungen ermöglichte, bei weitem nicht zuverlässigere. (Denn nichts war leichter, als fälschung einer solchen mitteilung, etwa durch einen sorglosen oder ungetreuen boten.) Dies war die eigentliche knotenschrift, die — nicht nur auf peruvianischem boden — bis in unsre historische zeit hineinragt; ja bis

*) S. Podhorszky's aufs. Acta Comp. 1878.

in unsre tage. Denn wenn wir gebildete Europäer uns heute noch sozusagen instinctiv einen knoten in's sacktuch knüpfen; so ist dieser vorgang nichts, als eine rudimentäre erscheinung aus jenen ferneren epochen, als noch die kenntniss des knüpfens und netzen's, kurz der geheimnisse des knotens, für das nämliche kennzeichen normaler bildung angesehen ward, als heute irgend ein zeugniss unsrer modernen volkschule. Es versteht sich von selbst, dass die vorerst in plumper weise geübte kunst allmählig zu einer ungeahnten höhe der geschicklichkeit wuchs und schliesslich zur dritten stufe führen musste: 3. Die dritte, letzte und höchste stufe endlich dieses kipusystems streifte auch die letzten anhängsel ab, und begnügte sich mit dem blossen bande, an welchem es die nur um so schönere und vollkommenerere kunst des verschlingens übte. Ein dieser höchstentwickelten kipustufe angehörendes erbstück, vermutlich das testament eines verstorbenen staatsweisen, und nichts andres, war denn offenbar auch der vielberufene *gordische knoten*, auf welchen der in seinem modernen zeitbewusstsein stolze schreib- und schriftkundige bildungsbarbar Alexander M. ebenso hochmütig niedersah, als es jeder beliebige heutige bildungsphilister tut,

der z. b. das ehrwürdige kerbholz der bauernstube belächelt, das ihm etwa auf seinem touristischen ausflug in tiroler, norwegischen oder székler gebirgen zufällig in die hand fällt. Wie mögen aber die paar alten phrygischen weisen zeitgenossen still ironisch gelächelt haben über dieses wachtmeisterstücklein des makedonisch-hellenischen heldenkönigs, das freilich noch dem späten Römer als ein musterbild geistreichster einfälle galt; wie es denn auch von dem declamierenden geschichts-compiler Curtius (3, 1, 15) con amore erzählt wird (cf. Justinus 11, 17, 13.) Und unsre heutigen Curtiusse rhetorisieren weiter und zwitschern ihm nach. So macht man geschichte.

Als nun diese feine knotenkunst immer vollkommeneres, aber auch schwierigeres geschick erheischte, war sie schon längst — aus ökonomischen rücksichten, auf zeit, raum, und auch pecuniäre kosten — in verruf gekommen. Am längsten hielt sie sich noch als geheimsprache, deren sinn nur wenigen eingeweihten wirklich verständlich war. Aber, um die grosse masse der aus früheren culturepochen schliesslich vorhandenen denkmäler dieser art irgendwie doch zu verwerten; ja sich den anschein eines eingeweihten zu geben, fing das volk an, sogar die alltagstracht mit diesen

vielfachen kipu-denkmälern zu behängen, oder sie in leerer linien-spielerei auf dem gewande und geräte nachzuahmen; dies waren die anfänge der textilindustrie, welche erst auf die anfänge der malerei folgen konnte. Schon ehemals hatte man sich ja begnügt, die mittlere kipustufe in möglichst billiger und leichter weise zu handhaben; ja die längsterfundene malerei war hie und da bereits an stelle der dreidimensionalen schrift getreten, noch bevor ihre letzte stufe zur ansbildung gelangte. Denn anders lassen sich die ältesten hieroglyphen Aegyptens gar nicht erklären, zumal wir sie schon in einem so ausgebildeten stadium vorfinden, wo der enorm wichtige schritt vom sinnlichen symbole oder blossen gegenständlichen zeichen des begriffs zum *laute* selbst d. h. von der zeichenschriftkunst (malerei) zur phonetischen schrift getan ist. Hier in diesem nordöstlichsten winkel Afrikas war man, wie es scheint, auf raschem wege schon zur grossen entdeckung gelangt, dass ein wort nicht nur in seinem begriffe, sondern auch in seinem laute sich fixieren lasse; bevor noch das kipersystem zur zweidimensionalen schrift (d. h. zur malerei) geführt hatte, oder auf verbindung mit ihr eingegangen war. (Die verhältnissmässig späte

sybenschrift der Maya-culturepoche in Yukatan kommt hier insofern nicht in betracht, als sie sich chronologisch wol nur im allgemeinen fixieren lässt, u. zw. bereits der historischen epoche angehörig. Übrigens auch ist es fraglich: ob sie mehr von dem amerikanischen kipersystem, oder mehr von der ostasiatischen hieroglyphen-urschrift ausgegangen sei, deren älteste rudimente das chinesische und japanische bewahrt?)

Als aber der immer vollkommener gewordene sinn für malerei gar mit der dritten stufe des kipu zusammentraf, da kannte das knotengewimmel schon keine grenzen mehr und es gab wahrlich mehr als nur den Einen berühmten nodus gordianus. Doch musste eben diese tatsache eine so productive verbindung wie die von kipu und malerei, nur um so inniger gestalten und die verbreitung der ganzen neuerung nur um so nachhaltiger fördern, als es sich dabei um das prinzip des kleinsten kraftmasses handelte. Aber welche masse der abenteuerlichsten formen und gestalten der symbole mussten erst jetzt erstehen, da man nicht mehr nötig hatte mit drei dimensionen sich herum zu schleppen; ja sogar nicht mehr mit schwere, länge, kürze und tausend farben und farbennuancen der gegenstände zu

operierern brauchte, sondern sich vor allem nur auf die blossе zweidimensionale figur, und höchstens noch ein paar grellere farben daneben, zu beschränken brauchte. Bis heute wimmelt denn auch unsre ornamentik auf kleidern und geräten förmlich von den überresten dieser reifsten und letzten kipu-epoche. Freilich sind diese ehrwürdigen zeugen einer längst verschwundenen schreibcultur als solche unbeachtet; aber es steht zu hoffen, dass man ihnen wenigstens in zukunft grössere teilnahme schenken werde, sobald einmal die genügsamen spezialisten, namentlich numismatiker und palaeographen von heute, andren collegen platz machen, die minder — genügsam sein werden. Beispiele würden zu weit führen; man vergleiche inzwischen bloss die in andrem zusammenhange angeführten in der abhandlung über den Astartecultus; Acta Compar. p. . . . Es sei bloss im allgemeinen nur so viel behauptet, ja als förmliche hypothese aufgestellt, dass u. a. unsre gesamte textilindustrie bis heute nichts tut, als in kipu arbeiten, freilich ohne es zu wissen; wie denn auch unsre verschnürungen und verzierungen an den gewändern lediglich nur als überreste der kipuschrift einen sinn haben können. Damit aber eine solche, gar zu leicht als paradox erschein-

nende hypothese nicht ohne handgreiflichere und allgemein verständlichere stütze bleibe; so sei bloss der hinweis auf zwei moderne beispiele von hundert ähnlichen erscheinungen gestattet. Wer hätte nicht von der bis heute an der hohen pforte üblichen *seidenschnur* gehört? Dass dieselbe ursprünglich eine wollen-schnur und zwar kipu gewesen sein mag, ebenso gut wie von seiten des andren extremis die unsren heutigen ordensbändern u. dgl. zu grunde liegenden lebhaft farbigen-textilprodukte; das liegt ausser allem zweifel, sobald man nur u. a. den gebrauch des latein worts *filum* vergleicht, das sich auch etymolog. vollständig deckt mit: *fil.* = *wolle*. Der in älteren deutschen dialekten, namentl. im schweizerischen, gar so verbreitete gebrauch des worts *filzen* hängt durchaus nicht mit dem der fabrication der wolle entnommenen tropus zusammen. Er ist älter als diese. Älter muss er schon deshalb sein, weil das färbige gewebe dem steinmosaik nachgeahmt ist, welches an die steinschrift der Peruaner anklingt; wovon sogar ein später reflex im ostracismus und sogar in unsrer ballotage, im billard etc. nachwirkt. Man vergl. stehende wendungen wie *filum orationis* (= art zu reden,) (Cic. Lael. 7.) cf. „deducta poemata humili filo.“ Horat; „crasso ed. uberiore

filo“, „filum argumentandi,“ Cic. „Filzen“ heisst daher einen tüchtig ausschelten, oder einem einen verweis geben. Verweis oder wort (todsurteil) konnte aber seinerzeit in feierlicherer weise, zumal einem abwesenden, nur als kipu vermittelt werden. Schliesslich geschieht es ja bis heute nicht anders: oder sind etwa die aus baumwolle, leinen oder andren pflanzenfasern gefertigten papiere und geschriebenen decrete etwas anders als im wahren wortverstand ein filum? So sagt z. b. Varro: „filum ducere atramento“ vom strich mit der tinte auf der schrift; und hängt unser strich nicht etwa in genau derselben weise mit *strick* und *stricken* zusammen? Velamen (= flamen aus älteren *filamen*) hiess auch die purpurfarbene kopfbinde der priester; „flaminica“ der nonnenschleier (Tac., Fest.), wie „flammeum“ der brautschleier, „flammula“ die oriflamme der röm. cavallerie, (Veget.) was alles dem ursprüngl. sonnen-, bez. feuercultus in kipschrift angehört. Die modernen nonnen haben freilich das rot gegen weiss umgetauscht; aber wenigstens unsere flamines bewahren es noch in der cardinaltracht. Es ist allerdings die cardinalfarbe; welcher sicherlich schon im ältesten kipu die vornehmste rolle zufiel. *Vitézkötés*, wörtlich „heldenverstrickung“,

oder heldenverschnürung, heisst im modernen magyrischen die von beiden seiten genau in der gegend des musculus sartorius auf den beiden Oberschenkeln angebrachte bekannte verzierung, welche als einer der wesentlichsten bestandteile der ursprünglich wol turanischen nationaltracht der männer gilt. Auffallend ähnliche tracht findet sich nämll. schon auf einer taurisch-scythischen grabfigur. Dieses schnürwerk dient stets als einsäumung der beiden taschen, deren immer schräge saum symmetrisch angebracht, in der richtung nach unten divergierend läuft. Die heldenverschnürung selbst stellt, wenn man namentlich die bäuerlich-einfachen varietäten in ihren rohesten umrissen beobachtet, unverkennbar ein nach unten gekehrtes trifolium dar, d. h. ein ornamentalisch behandeltes kleeblatt, dessen stiel nach oben gerichtet ist, ähnlich wie das allbekannte feigenblatt. Hätte man ursprünglich diese kleeblattornamentik unmittelbar der natur entnommen, so würde man nicht mit solcher beharrlichkeit an der conventionellen lage hängen; aber der umstand, dass es sich um ein gepflücktes, bekanntlich raschwelkendes und bis heute in der volksmythologie aller völker geheiligtes kraut handelte, giebt einen deutlichen fingerzeig von wo

dieser bestandteil der tracht hergenommen sei? Er stammt eben grade so gut aus der alten hieroglyphik, wie erst neuerdings auch die biene, das monarchische tier par excellence, auf dem krönungsornate Bonapartes, nur von dort stammt, der es von seiner glorreichen expedition her genau wusste, was die hieroglyphe der biene bedeute; (dank den gelehrten, die er dafür an ort und stelle freilich in eine kategorie mit den eseln gestellt hatte.) In jener patriarchalischen zeit, auf welche dieses offenbare klee-kipu zurückführt, konnte diese wichtige hieroglyphe nur das symbol oder mal der mannbarkeit, majorennität, fruchtbarkeit und tüchtigkeit, der klugheit oder potenz, mit einem wort des kleibenden sein; daher der etymologische zusammenhang auch zwischen dänisch *klover* = klee blume, und jütländisch *klover* (klever) adj. = tüchtig, geschickt; ja sogar nhd. klug, = engl. clever (altisl. *clógr*) gehört hierher; während neuenglisch clever (clover) ebenfalls in doppeltem sinne vorhanden ist, wie das dänische kloeree (das nomen simpl. ohne gutturalpraefix, steckt noch im magyarischen *loher* = *k-loever*, ausschliessliche bez. für klee, offenbar jedoch ein altgerman. lehnwort.) vgl. im nhd. dial. „kleber“ als nom. propr. verbreitet; mhd. noch: vis-

cosus. (vogelleimartig, klebrig.) Daher tötete Loki den Baldr grade mit der klebrigsten, oder „klebersten“ aller pflanzen, welcher sogar das trifolium an weichheit und zäher fruchtbarkeit übertrifft; für dessen samen derselbe frühlingvogel sorgt, der es am wenigsten ahndet, dass er ihm als todesbeute verfallen ist.

Nach dieser fast übermässig langen einleitung wird das nachfolgende weniger paradox erscheinen, als sonst zu befürchten gewesen wäre:

Das bereits im titel angedeutete aperçu lässt sich nämlich in wenige worte fassen: Schon im obigen ist die vermutung nahe genug an uns herangetreten, dass ursprünglich wol alle unsre alphabetarischen schriften auf kipu zurückzuführen seien. In der tat besitzen wir wenigstens für die ostasiatische gruppe der hieroglyphen sogar die historisch überlieferte andeutung: Nach der chinesischen tradition nämlich sollen vor dem auftreten des *Fuhhe*, d.h. 3200 jahre vor der christl. aera knotenschnüre in ausschliesslichem schriftgebrauch gewesen sein. Erst *Fuhhe* habe die heute übliche wortschrift — durch den anblick des rückens einer lebendigen schildkröte, gleichwie später Newton durch den fallenden apfel, plötzlich erleuchtet, —

eingeführt haben. Es ist sehr charakteristisch, dass demselben Fuhhe zugleich die einföhrung der kleider und der — ehe zugeschrieben wird. Mag auch alles dies mythe sein; darum ist und bleibt es ein recht lehrreicher wink auch für eine kritische philographie. Zum glück aber besitzen wir in der merkwürdigen mahnung des Lao-Tse, der seinen vielschreibenden zeitgenossen die rückkehr zum alt-nationalen „*kie-tsching*“ (LXXX. cap.)*) dringend aus herz legte, im 6 jahr. v. Chr., den handgreiflichsten beweis für das ursprüngliche kipu der Chinesen, zu welchem das heutige chinesische schriftwesen nur wie eine blasser wieder-schein sich verhalten kann. Dagegen bietet das hieroglyphensystem der Aegypter weit grössere schwierigkeiten und lässt sich nicht so handgreiflich in engeren zusammenhang bringen mit der kipustufe; aber darin liegt um so weniger verwundernswertes, als wir es ja hier bereits mit einer ausgebildeten sylbenschrift zu tun haben, deren älteste spuren sogar bereits die jüngsten chinesischen systeme weit hinter sich lassen, was nämlich den standpunkt relativ fortgeschrit-

tener modernisierung betrifft. Sogar die bereits in der culturfeueresse des phönizischen alphabetarischen fortschrittssystems durchläuterte osmanische kalligraphie des MA weist, allerdings nur in rudimentärer weise, deutlicher auf das kipu zurück, als sogar die modernen chinesischen karaktere. Wenn wir daher die allzuschwierige frage nach der entstehung der aegypt. hieroglyphik einstweilen auf sich beruhen zu lassen gezwungen sind; so steht dies ganz anders mit den andren orientalischen sylbenschriften, die überdiess völkern angehören, welchen wol ein viel grösserer anteil an der entwicklung der allgemeinen civilisation zugestanden werden muss, als selbst den Aegyptern. Diese zwei völkergruppen sind die turanisch-semi-tisch-eranischen einerseits, und die turanisch-ostarischen andererseits. Zwar ist bislang noch keinem der altertumsforscher eingefallen, die bei diesen völkern üblichen schriftsysteme aus rein formalpalaeographischen gesichtspunkten näher zu untersuchen; aber eben dieserwegen würde es sich der mühe verlohnen, ihrem, wie ich glaube, unzweifelhaftem verhältnisse zum kipu gründlich nachzuspüren. In dieser richtung sei nun gestattet lediglich nur einige andeutungen zu wagen; auf die gefahr hin, dass sie eini-

*) cf. L. Podhorszky's interessante entdeckung: Acta Comp. 1879. jahrg. p. 3—5. Der geistreiche L. Podhorszky war der erste, der die kipschrift sogar bei den Finnen unwiderleglich nachgewiesen hat aus der Kalevala. I. c. 2931

germaassen an das ei des Brunelleschi erinnern sollten.

Sowohl den eingebornen zahlreichen grammatikern, als den europäischen indologen ist bekanntlich die sogenannte *mâtrâ* von jeher geläufig gewesen. Doch hat, so viel abzusehen ist, kein einziger der sprachgelehrten an der üblichen erklärung derselben zu zweifeln gewagt. Man erklärt denn auch allgemein, nach wie vor, diese conventionelle *mâtrâ*-linie welche den sanscrittexten ein so charakteristisches aussehen giebt, einfach durch die wortgetreue übersetzung als das „*maass*“. Selbst der gründliche G. Bühler, der bekanntlich an ort und stelle gelebt hat, beschränkt sich in seinem erst kürzlich veröffentlichten Leitfaden für den elementarcurs des Sanscrit (Wien 1883) auf folg. bemerkung „Die sanscrit schriftzeichen enthalten *alle*, ausser den eigentlichen buchstaben elementen, *oben* einen horizontalstrich. Beim schreiben wird der *horizontalstrich* stets zuletzt gemacht und es wird meist von *links* angefangen.“ Die cursiv gesetzten phrasenteile rühren von uns her; wobei wir Bühler'n für diese bemerkung zu besonderm dank verpflichtet sind; denn sie scheint ganz danach angetan, unsre bereits bei früherer gelegenheit bloss mündlich ausgesprochene wahrnehmung

zu bestätigen; welche hier als wol hinlänglich berechtigte hypothese aufgestellt sein möge: *die mâtrâ ist bloss die nachbildung, bez. der überrest des horizontal aufgespannten fadens, welcher seinerzeit die lesung der kipuzzeichen ermöglichte.* Also ein wirklicher „faden der erzählung“, — was bei uns modernen nur noch als tropus existiert, der freilich in seiner eigenschaft als einer der abgedroschensten gemeinplätze in ebenso beredter weise seinen altertümlichen ursprung predigt, als es etwa der nicht minder alte und stereotype terminus: „gebundene“ oder „ungebundene“ rede tun mag. (Der o. citierte gelehrte sprachkenner L. Podhorszky machte mich auf das charakteristische dieser beiden deutschen ausdrücke für poesie und prosa, vor einigen jahren in Paris, aufmerksam. Sein mündlicher commentar, welchen er in gewohnter geistreicher weise hinzufügte, ist mir leider entfallen.)

Wem nun aber unsre hypothese etwas gar zu gewagt vorkommen sollte; der möge sich die schriftkaraktere selbst etwas genauer ansehen; er wird manchen anklang an aegyptische hieroglyphen, ja phönizische buchstaben (wie z. b. AF u. a.) finden, was ja beides bereits von früheren altertumsforschern zur genüge hervorgehoben worden sein dürfte; aber

auch an das, was bislang gänzlich unbemerkt geblieben zu sein scheint: an das knotensystem. Wahrhaftige knoten zeigen sich in den sanscrit karakteren noch handgreiflicher, als in den phönizischen, kufischen, arabischen etc. schriftkarakteren. Selbst die mâtâra verleiht der „göttlichen“ Devanagârischrift kaum in höherem grade das eigentümliche aussehen, als jene merkwürdigen kleinen schlingen es tun. Doch auch abgesehen von diesen, genügt schon die mâtâra allein, den ursprung des ganzen syllabar's aus kipu zu sichern. Keller, ein schüler H. Brockhaus', bemerkt über den mâtârastrich (Elementargr. 214): „wahrscheinlich bezeichnet er ursprünglich den vokal a.“ Wenn man aber schon die wahl hat zwischen beiden erklärungen, der Brockhaus (?) Keller'schen und der unsrigen; so wird man wol der letzteren wenigstens den vorzug grösserer ungewungenheit, natürlichkeit, aber auch gründlichkeit, nicht vorenthalten wollen.

Übrigens kommt unsrer erklär-ung noch als ein bereits sehr verwischtes analogon der mâtâra nicht nur unsre eigne moderne schreibweise auf horizontalen linien und nicht nur die altaegyptische in schildern und vierecken und mehreres dgl., zu hilfe; sondern auch, — was weit wichtiger, — es zeigen

sich genau dieselben überreste von fadenlinien bereits auf einzelnen der keilinschriften, welche sogar die indische mâtâra wenn auch nicht an consequenter durchführung, so doch an alter übertreffen dürften.

U. a. zeigt die in den ruinen von Abu Habba (der einstigen doppelstadt Sippara*) gefundene votivtafel Nabu-pal-iddin's, aus dem 9. jahrh. a. Chr., welche den Samas augenscheinlich als Janus-Okeanos darstellt (s. die abb. bei Perrot), 3 inschriftstellen, von welchen namentlich die beiden zur rechten des gottes stehenden wahrlich gar keiner liniierung bedurften, da sich ja hinlänglich platz für sie gefunden hätte, wenn eben diese linie nicht eine blosse rudimentäre kipu- linie wäre. Aber auch sonst zeigen sich deutlich auf keilschrifttafeln, statuen u. s. w. die spuren einer altassyrischen, bez. wol noch sumerischen mâtâra.

Den soeben angeführten beispiele gegenüber könnte ein altertumsforscher noch immer an der tatsache einer altaccadischen, bez. assyrischen mâtâra zweifeln; aber dann sei er nur auf eine einzige reliquie verwiesen, die das British museum aufbewahrt, angesichts welcher jeder zweifel verstummen muss: Es ist der cylinder des *Muses-ninip*

*) cf. ACLV. p. 2692 & 2812.

(s. abb. u. a. bei F. Justi Allgem. Weltgesch. I. 145.) Hier baumeln sozusagen die förmlichen keilschriftligaturen von der mâtira herab, die auffallender-, aber sehr begreiflicherweise nur eine einzige ist. Die enge verknüpfung von mâtira und schriftzeichen ist dabei mindestens so stark, als die der Devanagarschrift.

Überdies unterliegt es nach des verf.'s überzeugung keinem zweifel, dass sogar die gesamte Runologie erst im lichte des kipesystems ihre wahrhaft kritische basis finden wird. Entstanden im kalten norden, wo während der ungleich längsten zeit des jahres alle gewächse dem betrachter in kahlen zweigen entgegenstarrten, scheint das runenalphabet, wie schon der continental-germanische namen der bis heute lebt, klar genug besagt, von den gaffelförmigen baumzweigen hergenommen zu sein.

Dass aber auch diese runenschriftzeichen ursprünglich nur am wollenfaden hingen, als förmliche kipeschrift, das beweist u. a. die schöne runenaufschrift auf der bei Danzig gef. urne (Th. S. Bayeri opusc. p. 509; bei W. Grimm Taf. IX wiederholt, ad p. 291 anm.) *Es ist die reinste runen-mâtira!**) Man

*) W. Grimm weiss damit nichts an zu fangen; doch sind ihm (p. 293 i. f.) die striche der irischen Druiden „die nur auf verschiedene weise an eine linie geheftet sind“ nicht entgangen.
2937

wolle diese schriftbilder nicht verwechseln mit den später üblichen drachen, schlangenlinien u. dgl. m.

Offenbar ist der ganze ausdruck mâtira bislang falsch erklärt, da das ursprüngliche wort in zu nahen zusammenhang mit der späteren abstrakten bedeutung des stammes *ma, mat* (d. h. der sogenannten wurzel) gebracht ward. Denn der terminus *technicus* mochte seinerzeit nichts andres bedeutet haben als — *mater*. Zu den in verschiedenen exemplaren (*copien*) vorhandenen wichtigeren kipedenkmalern musste, wie dies auch nach der erfindung der buchdruckerkunst im grunde genommen nicht anders geschieht, die *mater* gehören (die man sich etwa in verschiedenen farben und grössen, mit ihren in grösserer oder geringerer entfernung angebrachten knoten, in verschiedenen längen, vorstellen kann.) Diese *mater* oder *matrize* (um eines beredt anklingenden kunstausdrucks moderner technik uns zu bedienen,) wurde selbstverständlich mit nicht geringerer eifersucht gehütet, als etwa die *editiones principes* unsrer heutigen bibliotheken. Damals freilich vertraten die tempel, wie z. b. grade der sonnentempel zu Sippara, das Serapeum u. s. w. die stelle unsrer büchereien. (Man war also wenigstens in diesem betracht gewissermaassen ge-

bildeter, als heutzutage); und in einem tempel sehen wir dementsprechend auch den berühmten nodus gordianus aufbewahrt; zu welchem die matrā offenbar längst verloren gegangen sein mochte. Vielleicht hatten auch voreilige wagnernaturen unter den schriftgelehrten, an welchen ja die welt niemals mangel litt, den „knäuel“ zu „lösen“ versucht und dadurch nur noch mehr verwirrt; so dass die späterhin an dieses unicum sich knüpfenden fabeln nur zu begreiflich erscheinen.

Wie dem aber immerhin gewesen sein mag — wer wollte überhaupt bei den geringen und spärlichen resten und anhaltspunkten aus zweiter oder dritter hand undankbare conjectural-historie treiben? — so viel steht fest, dass die indische matrā ein kipufaden ist und dem wesen nach nichts anderes bezeichnet haben konnte, als unsre heutige matrizze; mit welcher sie sich wenigstens etymologisch vollständig deckt. (Dass die reiche grammatikalische litteratur der Hindus selber eine andre erklärungsweise bietet; das kann an diesem ergebnisse nicht das geringste ändern.)

Und hieraus folgt von selbst, dass Devanagari und kipu ursprünglich eines sind.

SOLIDARITÄT

DES

MADONNA- UND ASTARTE-CULTUS.

ZUR MDCCCC-JÄHRIGEN GEBURSTFEIER DER
MADONNA (8. SEPT. 1884.)

ADDENDA

(p. 2678.)

Zur vergl. stehe wenigstens der assyr. text hier, wenn auch nur in solcher gestalt, wie er bis v. 125. bereits 1874 festgestellt war. Der abdruck, aus prof. Schrader's o. a. werke, ist ganz authentisch. Die ideogramme sind in initialen gesetzt.

ISTAR'S HÖLLENFAHRT. E. SCHRADER'S ASSYRISCHER TEXT.

AVERS.

A-na mat NU.DI.ruk kak-ka-ri i-di-ya

Istar banat Sin u-zu-un-sa [ki-nis]
is-kun-va banat Sin u-zu-un-[sa is-kun]
a-na bit 'i-di-'i su-bat*) Ir-kal-la

5. a-na biti sa 'i-ri-bu-su la a-su u
a-na har-ra-ni sa a-lak-ta-sa la ta-ai-rat
a-na hiti sa 'i-ri-bu-su zu-um-mu-u nu-u-ra
a-sar 'pru ma'du bu-bu-us-su-nu a-kal-su-nu
ti-it-tu
nu-u-ru ul im-ma-ru ina 'i-tu-ti as-ba
10. kal(?)su-na kima is-su-ri hal bi kap*)-pi
'ili dalti u sak-kul-sa mu-uh 'ip-ru
Istar a-na bābi mat NU.DI.ruk ina ka-
sa-di-sa

a-na ni-gab ba a-bi a ma-tuv iz-zak-kur
a-na ni-gab mi-'i pi-ta ba-ab-ka

15. pi-ta a ba-ab ka-va lu ir-ru la a-na-ku
suv-va la ta-pat-ta-a ba-a-bu la ir-ru-ba
a-na-ku

a-mah-ha-as dul-tuv sik-ku ru a-sab-bir
a-mah-ha-as si-ip-pu-va u-sa pal-kit dalāti
u-si-il-la mi-tu-ti ākili bal-tu-ti

20. 'ili bal-tu-ti i-ma'-du mi-tu-ti.
Ni-gab pa-a-su i-bu-us-va i-gab-bi
iz-zak-ka-ra a-na rabi-ti Is-lar
i-nambu bi-il-ti la ta-na-ta-as-si
lu-ul-lik mu-ki-lu sa an-ni a-na sar-ra-ti ili
rabāti

25. 'i-ru-uv-va ni-gab iz-zak-ka-[ra
an-ni-tu mi-'i a-ha-[at-]ki Is-lar [i-ti-bir].....

*) Var. mu-sab.

**) Lenorm. gab.

- nu-kil-tu sa kip-pi-'i rabúti da.....
 Bilit irsitiv [rabituv] an-ni-ta i-[gab-bi].....
 ki-ma ni-kis is bi-ni 'i-ru.....
 30. ki-na sa pat ki-ni-ni is-li.....
 mi-na-a lib-ba-sa up-la-an-ni mi-na-a
 kab-la*)...
 an-ni-tu mi-'i a-na-ku it-ti.....
 ki-ma SA,MIS,A dannúti na'déti ki-ma
 BI,MIS,A sad.....
 lu ub-ki a na dannúti sa 'i-zi-bu hi-[ra-ti-
 su-nu]
 35. lu-ub-ki a-na ardéti sa istu sim ha-i-ri-si-
 [na]...
 a-na nisu habal la ki-'i lu ub-ki sa inu la
 yumi-su tar.....
 a-lik ni-gab pi-ta-as-si ba-ab-[ka]
 up-pi-is-si-va ki-ma parisi la-bi-ru-[ti]
 Il-lik ni-gab ip-ta-as-si ba-ab-[su]
 40. ir-bi bi-il-ti Kuti li sak.....
 'ikal mat NU,DI' li-ih du ina pa-ni-ki
 isti-in bába u-sí-rib-si-va um-ta-si it-ta-bal
 aga raba-a sa kakka-du-sa
 am-mí-ni ni-gab ta-at-bal aga raba-a sa
 kakka-du-ya
 ir-bi bi-il-ti sa Bilit irsi-tiv ki-a-av parisi-sa
 45. sana-a baba u-sí-rib-si-va um-ta-si it-ta-bal
 in-za-ba-ti sa uzná-sa
 am-mí-ni ni-gab ta-at-bal in-za-ba-ti sa uzná-ya
 ir-bi bi-il-ti sa Bilit irsi-tiv ki-a-av parisi-sa
 sal-su babu u-sí-rib-si-va um-ta-si it-ta-bal
 aban SAB,HI,MIS sa tik-sa
 am-mí-ni ni-gab ta-at-bal aban SAB,HI,MIS
 sa tik-ya
 50. ir-bi bi-il-ti sa Bilit irsi-tiv ki-a-av parisi-sa
 arba^a-u babu u-sí-rib-si-va um-ta-si it-ta-bal
 du-di-na-té sa gab-sa
 am-mí-ni ni-gab ta-at-bal du-di-na-té sa gab-ya
 ir-bi bi-il-ti sa Bilit irsi-tiv ki-a-av parisi-sa
 han-su babu u-sí-rib-si-va um-ta-si it-ta-bal
 sib-bu aban TU sa kabal-sa
 55. am-mí-ni ni-gab ta-at-bal sib-bu aban TU
 sa kabal-ya
 ir-bi bi-il-ti sa Bilit irsi-tiv ki-a-av parisi-sa
 sis-su babu u-sí-rib-si-va um-ta-si it-ta-bal
 simiri katá-sa u sípá-sa

*) Lenormant bietet kab.....

- am-mí-ni ni-gab ta-at-bal simiri katá-ya u
 sípá-ya
 ir-bi bi-il-ti sa Bilit irsi-tiv ki-a-av parisi-sa
 60. sib-u babu u-sí-rib-si-va um-ta-si it-ta-bal
 su-bat bal-ti sa zu-um-ri-sa
 am-mí-ni ni-gab ta-at-bal su-bat bal-ti sa
 zu-um-ri-ya
 ir-bi bi-il-ti sa Bilit irsi-tiv ki-a-av parisi-sa
 Is-tu ul-la-nu-uv-va Is-tar a-na mat
 NU,DI' u-ri-du
 Bilit irsi-tiv rabituv i-mur-si-va ina pa-ni-sa
 ir-'ub
 65. Istar ul im-ma-lik 'i li-nu-us-sa us-bi
 Bilit irsitiv rabituv pa-a-sa i-bu-us-va i-gab-bi
 a-na Nam-tar LUH-sa a-ma-[a] iz-zak-kar
 a-lik Nam-tar ya-va
 su-sa-as-si ana su-lim Istar
 70. marsa 'ini -sa
 marsa a-hi -sa
 marsa sípá -sa
 marsa lib-bi -sa
 marsa kakka-du hal
 75. a-na sa-a-li gab-bi sa-ma a-na
 ar-ki Is-tar bi-il-ti
 a-na pur-ti alpu ul i-sah-id atana (?) imíru
 ul u-gar-ra
 ar-da-tuv [ina suki ul u-gar-ra [id]-lu
 it-til id-[lu i-na ti-['i-mi]-su
 80. [it-til ar-da-tuv i-na a-hi -sa]
 REVERS.
 Násiru LUH ili rabúti gu-ud-du-ud ap-pa-
 su pa-nu [Samas]
 a-gir Samas ma-li-'i na.....
 il-lik Samas i-na pa-an Sin abi-su i.....
 i-na pa-an 'I-a sarri il-la-ka sul-ma-a....
 5. Is-tar a-na irsi-tiv u-rid ul i-la-a
 ul-tu ul-la-nu-uv-va Is-tar a-na mat NU,DI'
 u-ri-du
 a-na pur-ti alpu ul i-sah-hi-id imíru atana (?)
 ul u-gar-ra
 ar-da-tuv ina suki ul u-gar-ra [id]-lu
 it-til id-lu i-na ti-['i-mi]-su
 10. it-til ar-da-tuv i-na a-hi -sa
 'I-a ina 'im-ki lib-bi-su ib-ta-ni ru
 ib-ni-va Asu-su-na-mir nisu as-sin-nu

- al-ka Asu-su-na-mir i-na bab mat NU.DI'.
 su-kun po-ni-ka
 sibū-u bab mat NU.DI'.ruk lip-pi-[ta-a] i-na
 pa-ni-ka
15. Bilit-irsitiv rābitūv li-mur-ka-va i-na pa-ni-ka
 li-ih-du
 ul-tu lib-ba-sa i-nu-uh-hu kab-[ba-]as-sa
 ip-pi-sid-du-u
 dum-mi-si-va sum ili rābīti
 su-ki kakkadi-ka a-na zu-hal*) zi-ki uz-na
 su-kun
 'i-bil-il-ti zu-hal*) zi-ku lid-nu-ni; mi ina lib-bi
 lu-ul-ta-ti.
20. Bilit-irsitiv rābitūv an-ni-ta ina si-mi-sa
 tam-ha-as sim-sa tas-su-ka u-ba-an-sa
 ti-tir sa an-ni 'i-ri-si-tu la 'i-ri-si
 al-ka Asu-su-na-mir lu-us-sur-ka**) 'is-ra
 raba-a
 sakni (?) IS ikkori 'ir lu a-ka'-ka
 25. lut-ha ba-na-at 'ir lu ma-al-ti-il-ka
 sil dur lu man-za-zu-ka
 az-kup-pa-tu lu mu-sa-bu-u-ka
 sak-ru u sa-mu-u lim-ha-su li-it-ka
 Bilit-irsitiv rābitūv pa-a-sa i-bu-us-va i-gal-bi
30. a-na Namtar LUH-sa a-ma-ta iz-zak-kar
 A'ik Namtar ma-ha-as 'ikal kitti
 abni I.LU za'-i-na sa abni SAK
 A-nun-na-irsitiv su-sa-a i-na kussi hurasi su-sib
 Istar m'i balati zu-luh-si-va li-ka-as-si [istu
 ni-]ri-ya
35. Il-lik Namtar im-ha-as 'ikal kitti
 abni I.LU u-za'-i-na sa abni SAK
 A-nun-na-irsitiv u-si-sa-a ina kussi hurasi
 u-si-sib
 Istar m'i balati iz-luh-si-va il-ka-as-si
 Isti-in baba u-si-si-si-va ut-ti-ir-si su-bat bal-ti
 sa zu-um-ri-sa
40. sana-a baba u-si-si-si-va ut-ti-ir-si si-mir kal-d
 sa u sīpā-sa
 sal-sa ba-ta u-si-si-si-va ut-ti-ir-si sib-hu aban
 TU sa kabal-sa
 arba'-u babu u-si-si-si-va ut-ti-ir-si du-di-na-t
 sa gab-sa
 han-su babu u-si-si-si-va ut-ti-ir-si aban
 SAB.HI.MIS sa tik-sa

*) Lenorm. bietet su-hal.

**) Var. lu-zir-ka.

- sis-su babu u-si-si-si-va ut-ti-ir-si in-za-ba-ti
 sa uznā-sa
45. sibū-u babu u-si-si-si-va ut-ti-ir-si agu-u ra-
 ba-a sa kakkadu-sa.

(v. 2795.)

Man beachte auch u. a., wie vielsagend das ganz analoge verhalten einerseits des etymons in *Metra* (cf. *De-meter*) des Erisichthon's tochter, (die für jeden feil ist, der ihr gut zahlt,) zu *meretrix*, andererseits *Lehbat-Liana* zu *lupa* (s. o. p. 2701) erscheint: was sicherlich kein zufall ist! *Mar* gilt übrigens mit unrecht als griechische form (!) des semitischen stammes *Mir* (in *Mirjam*, d. h. *Magia* wofür im NT bekanntl., auch *Magia* vorkommt.) Gesenius leitet den namen ganz einseitig vom hebr. *mirj* (widerspenstigkeit) her; als ob nicht schon der alte Hieronymus (lib. de nominib. hebr. N. T.) den nagel, allerdings in unbewusster weise, auf den kopf getroffen hätte, da er bemerkt, dass die meisten seiner zeitgenossen ihn durch *illumina-trix* oder *smyrna maris* übersetzten; indem er selbst für *stella maris* (also den accad. „stern des flusses Tigris“! p. 2692) sich entscheidet, bemerkt er noch ausdrücklich, dass das wort im syrischen *domina* bedeute. (s. G. E. Steitz s. v. *Maria* in Herzog's RE.) Nun ist und bleibt aber die schwester des Moses, welche bezeichnend genug als seherin und sängerin, und zwar eine ziemlich liebliche, auftritt, das durch und durch mythologische weib *μαρ'εξοζην*, das sich nicht nur dem namen nach u. a. auch mit der hellenischen *Myrrha* = *Smyrna* deckt. Das we-pige, was uns von dieser althebräischen prophetin überliefert ist (II. Mos. 15, 20; IV Mos. 12, 1; Micha 6, 4.) genügt, um unsre annahme wenigstens nicht sehr gewagt erscheinen zu lassen. Max Müller, nach seiner gewohnheit an der leimrute philologischen detailwissens zappelnd, bleibt also gar sehr an der oberfläche haften, wenn er der sogenn. \sqrt{ma} (*mond*) die grundbedeutung „messen“ zumisst; und zwar überdiess die abstrakte (der zeitmessung.) Warum aber heisst denn bis heute im arab. *m'ra* soviel als *weib*, und *ma* (hebr. *mem*) so viel als *wasser*? Ein etymologisches seitenstück bietet engl. *queen* (cf. *qvv-*, *qau*, cf. *gimel*, *gabel*.) altnord. *kon*, *kvinna* (ehegattin) vergl. mit altassy. *Hea-kin* = *Ocean*. J. Oppert ist gezwungen zögernd einzugestehen, dass *Okeanos* „qui n'appartient pas à la partie aryenne de la mythologie grèc-que, ait son origine dans ce mot“ (Traduction de quelques textes assy. Atti, Firenze 1880.) Es ist eben die allgebärrin, das wasser, die

feuchtigkeit der jonischen Hylozoisten, personifiziert in der weiblichen hauptgottheit, welcher jedoch der männliche *πάροδος*, der auch in etymologischer beziehung identische, gar nicht fehlt z. b. in *Mithras*; deutlich erkennbar u. a. noch im neupersischen sieur: *Mirza* (cf. siebenbürg.-armenisches nom. propr.: *Merza* weiterverbreitet.) Auch *Minerva* ist wol ursprüngl. wassergöttin und bietet als nom. compos. im ersten teil denselben stamm. Man vergleiche auch den alltäglichen weibnamen der Türken: *Miri*. Zu demselben stamm gehört die bekannte (Astarte) *Militta* (die o. e. biene) der Assyrier (Herodot 1, 131, 199) *Μύλατα*, und Phönizier. In Babylon wurde ihr zu ehren förmlicher mädchenhandel getrieben. Vom honig der liebe, welchen diese schwarzbraunen *Myllase* (*μυλλάς*) den antiken touristen der weltstadt bereiteten, bis zum honig des glaubens, welcher von dem, wie ich glaube, irrtümlich als „grottengewölbe“ geltenden, vielmehr das *zellengewölbe* der *Mulitta-Miljam* symbolisierenden „himmel“ der maurischen palläste und kirchen, auf die gläubigen träufelte, war der schritt nur so kurz und so leicht gemacht, wie vom erhabenen zum lächerlichen. Übrigens versteht sich von selbst, dass in *Moloch* genau derselbe wortstamm steckt. Die „nebenformen“, wie *Milichos*, (b. Silius Ital. Pun. III. 103) gelten mit unrecht für graecisierte; cf. den Herakles *Malika* der Amathusier (Hesyeh.) *Mare* heisst im walachischen: gross; *Mariça*: „Euer gnaden“ (cf. arab. *Lele* = gnädige frau, im verhältniss zu *Lehbat-Libitina-Elene-Liana*;) zumal, wenn wir bedenken, dass im rumän. volksmythus die personification des todes „a lumei *mîrăsa*“ (d. h. „der welt braut“, weltbraut) genannt wird.

(Schluss folgt.)

PETŐFIANA.

L'ANNEAU.

— Tu reconnais cet anneau, je le gage
Bon joaillier? — Certe! il est mon ouvrage.

Pour ta promesse il fut fait. S'il est beau
La vierge était un bien plus pur joyau.

— Oui, belle était ma jeune fiancée,
Mais inconstante aussi dans sa pensée.

J'étais sans doute un trop candide amant;
Elle a bien vite oublié son serment.

2945

Ce cher anneau n'était plus fait pour elle
Je l'ai repris au doigt de l'infidèle.

C'est mon trésor que cet anneau léger.
Je sais la place où je le veux loger.

Que sur l'instant ton zèle se signale:
Fonds-moi cet or et m'en fais une balle.

La balle ira droit dans mon pistolet.
Puis dans ce coeur dont on fit un jouet.

Genève.

H. F. AMIEL.

Petőfi hat auf seiner wunderbar kurzen jugendlichen lauffahn kaum noch 2—3 stücke in dem romantischen genre der voranstehenden zwei bizarren gedichte (s. p. 77) geliefert. Er, der vornehme klassiker, pflegte in der lyrik neben der philosophischen dichtung, höchstens nur noch des volksmässigen lied's: überliess dagegen die gesuchten, gekünstelten themata seinen zeitgenossen, unter denen in der lyrik in bezug auf philosophische bogabung, nur noch der einzige Baron J. Eötvös verwirrt war. Alle übrigen dichter, auch Madách miteingeschlossen sind romantiker de pur sang; auch diejenigen, welche in folge der durch Franz Schedel-Toldy eingeführten schulerminologie fälschlich als klassiker gelten. (Toldy war von haus aus — arzt, der, so weit es sich nicht um blossen sammelfleiss des rohmaterials handelte, die grenzen seiner bescheiden bemessenen fähigkeiten weit überschritt, um die halbschererischen sprünge und litterarischen pudelkünste, zum grossen ergötzen der in nobler abgeschlossenen ihm ignorierenden wenigen, aber berufenen aesthetiker, zu machen. Zu den berufenen aesthetikern gehörte auch Petőfi, der von dem dilettantisch schriftstellerschenden professor der — Dilettik gar keine notiz nahm, was Toldy dermaassen erbieterie, dass er alles üble, was sich nur sagen liess, auf Petőfi's muse häufte; — u. a. die nämliche epische parodie Petőfi's „tölpelhaft“ nennend, welche er wenige jahre vorher öffentlich in schutz genommen u. gelobt hatte; freilich wagte die „tölpelhaftigkeit“ sich ganz dreist erst heran, nachdem der grosse dichter bereits, in unbekanntem grabe den süssen martyrtod schlief. Die Nemesis hat den Toldy (dessen litterarhistor. schulbüche. in allen schulen Ungarn's bis heute obligat sind!) zwar leider nur verfolgt, aber nicht erreicht; denn als u. a. auch die gründung vorl. rubrik, Petőfiána, mit dem festen plan gegen ihn anzutreten, erwogen ward, starb er bereits (1875) Auf seinen frischen grabhügel aber mochten wir neben die vielen unverdienter kränze nicht auch unzure wolverdienten der wahrheit über ihn, legen. Darum wird dieses fuchwürdigen namen's der Petőfilitteratur heute zum erstenmal hier wenigstens in andrer, als heimischer sprache gedacht. Es sind nunmehr bereits 10 jahre seit seinem tode verflossen; Votaire's schöne wort: un doit des égards aux vivants, on ne doit que la vérité aux morts, klopft also schon zu laut an's tor, und macht seine rechte geltend. Übrigens giebt es auch ein litterarisches crimen falsae monetae; und wer, trotz obiger warnung, vor dessen producten ohr und hand nicht verschliesst, wird nur zu bald, wenn auch durch eignen schaden bereits klug geworden, seiner strafe, als behler, nicht entgehen.

Sommaire des Nos CLXVI-CLXVIII
Devanagari als kipu. Andeutungen zum problem den entstehung der schrift. p. 83. — Solidarität des Madonna- und Astarte-cultus. Addenda. p. 122. — Petőfiána. L'Anneau. p. 127.

Kiadó-tulajdonos es felelős szerkesztő: DR. MELTZL HUGO.